

## Dritter Versuch

Ein rigoroses Wirtschaftsprogramm, das die Inflation stoppen soll, trifft vor allem Brasiliens Arme. Die Gewerkschaften drohen mit Streik.

José Sarney schwang den Brief wie ein Siegesbanner: Die „zweitgrößte Firma der Bundesrepublik“ – so Brasiliens Präsident – wolle den Bau der Nord-Süd-Eisenbahn übernehmen. „Würde sich eine große ausländische Firma dafür interessieren“, fragte der Präsident, „wenn das Projekt nicht wirtschaftlich ist?“

Doch der Optimismus war rasch dahin. Die von Sarney zitierte Firma, die Deutsche Eisenbahn-Consulting GmbH (Deconsult) ist nicht das zweitgrößte Unternehmen der Bundesrepublik und



Finanzminister Bresser

„Wir machen, was machbar ist“

finanziert auch keine Eisenbahnen. Die Deconsult, zu 51 Prozent im Besitz der Deutschen Bank, möchte sich lediglich an der Planung und am Bau des zweieinhalb Milliarden Dollar teuren Lieblingsprojekts des Präsidenten beteiligen. „Es handelt sich zumindest um ein großes Mißverständnis“, korrigierte Martin Wiegand von der Deutschen Bank in Brasilien.

Von der Hauptstadt Brasília aus soll die Eisenbahn durch beinahe menschenleere Buschlandschaft und dünn besiedelten Dschungel nach Norden, bis in Sarneys Heimatstaat Maranhão, führen. Es ist ein Projekt vom Kaliber der Transamazônica, der zum Teil vom Urwald wieder überwucherten Fernstraße, oder der Atom-Träume der erst vor zwei Jahren abgelösten Militärs.

Nicht allein die Riesenprojekte erinnern an die Herrschaft der Generäle: Nach zwei Jahren Wirtschaftspolitik wie



Plünderung in Rio de Janeiro\*: Selbsthilfe der Armen

auf der Achterbahn ist die „Neue Republik“ des demokratischen Überganges wieder genau dort angelangt, wo ihre uniformierten Vorgänger schon waren, bei einer klassischen Stabilisierungspolitik nach den Vorschriften des Internationalen Währungsfonds.

„Neuer Cruzado“ heißt der Plan, der nur Altes bringt. Es ist bereits der dritte Versuch, die Inflation zu stoppen. Vor anderthalb Jahren begann der erste mit einem Preisstopp. Und das Volk machte möglich, was zunächst niemand für machbar hielt: Der Preisstopp funktionierte. Hausfrauen organisierten sich, um Preisbrecher vor Gericht zu bringen, Käuferdemonstrationen schlossen Supermärkte – die Lebenshaltungskosten stiegen nicht mehr.

Doch was Wirtschaftler eronnen hatten, um die Inflation ohne Rezession zu bekämpfen, wurde in den Händen des Präsidenten Sarney zu einem politischen Instrument: Anstatt die Preise im Laufe der Monate anzupassen, hielt er den Stopp bis zu den Wahlen durch.

Die Wahlen im November vergangenen Jahres brachten der Regierungspartei den größten Sieg in der Geschichte Brasiliens. Nur Tage später verabschiedete Sarney den zweiten Cruzado-Plan: Die Währung wurde abgewertet, und die Preise wurden teilweise wieder heraufgesetzt. Die Brasilianer gingen auf die Straße, Demonstranten in der Hauptstadt verbrannten Busse und Polizeiwagen. Während die Popularität Sarneys in den Keller sackte, stieg die Inflation wieder kräftig: 23 Prozent allein im Mai, das entspricht einer Jahresrate von rund 1100 Prozent.

Monatelang schien die Regierung unfähig, auf die Katastrophenberichte der Ökonomen auch nur zu reagieren. Die Devisenreserven drohten zu verschwin-

den, die Handelsbilanz zeigte kaum mehr Überschuß, die Zinsen stiegen. Ein großer Teil der 600 000 während des Booms von 1986 gegründeten Kleinunternehmen steht vor dem Ruin.

Nicht einmal das von linken wie von rechten Nationalisten so geliebte Moratorium – die Weigerung der Zinszahlungen für 68 Milliarden Dollar Auslandsschulden – konnte den Vertrauensverlust für die Regierung aufhalten.

Dann versuchte es der neue Finanzminister Luiz Carlos Bresser Pereira mit einem neuen Preisstopp. Doch Bresser hatte zu lange gewartet, ehe der Plan verkündet wurde. Die Händler hatten Zeit genug, drastisch überhöhte Preislisten zu drucken, auf die dann „Ermäßigungen“ geboten wurden.

„Wir machen das, was machbar ist“, sagte Bresser. Doch er überzeugte kaum jemanden. „Mordpolitik“, schimpfte der mächtige Gewerkschaftsbund CUT (Central Unica dos Trabalhadores) den dritten Cruzado-Plan. „Die Knebelung der Gehälter war das Hauptziel des Plans“, argwöhnte das konservative Nachrichtenmagazin „Veja“.

Tatsächlich hat Brasilien auf der ganzen Linie kapituliert. Noch vor Monaten wurden Verbesserungen vor allem für die Millionen von Armen versprochen, nun wurden die Preise für öffentliche Dienstleistungen um bis zu 50 Prozent erhöht. Lohnempfänger verlieren durch die neue Politik 35 Prozent ihrer Kaufkraft, in den nächsten Monaten werden es weitere 20 Prozent sein.

Während die Regierung noch immer nicht weiß, wie sie ein Haushaltsdefizit von 19 Milliarden Dollar (6,7 Prozent des Bruttoinlandsprodukts) in den Griff bekommen soll, und öffentliche Projekte streicht, entläßt die Industrie wie schon lange nicht mehr: Allein in São Bernar-

\* Im März 1986.

do, dem Industrievorort von São Paulo, verloren 13 000 Metaller die Arbeit.

Der Plan Bressers sei noch schlimmer als die Politik Delfim Nettos, des Planungsministers in der Militärdiktatur, meinen die Gewerkschafter der CUT, die für Juli einen Generalstreik planen: „Gott hat Delfim Netto vergeben.“ Den Allmächtigen bemühte auch der Gouverneur von Rio de Janeiro, Wellington Moreira Franco, als er den erfolglosen Kampf gegen die Inflation beklagte: „Gott ist kein Brasilianer mehr.“

## TENNIS

### Einfach zu locker

**Boris Becker, vorige Woche der Liebling englischer Sportreporter, schied in Wimbledon gegen einen Außenseiter aus.**

Englands Medienstar war in der vorigen Woche ein Deutscher. Der Centre Court, berichtete etwa der „Daily Express“, sei der „Hochaltar“ des Boris Becker – er zelebrierte in Wimbledon Tennis wie kein anderer.

Seit Freitag gilt das nicht mehr. Der Tennis-Held aus Leimen, vor zwei Jahren als damals Siebzehnjähriger sensationell Sieger beim bedeutendsten Turnier der Welt und erfolgreicher Titelverteidiger im letzten Jahr, scheiterte bereits in der zweiten Runde am australischen Außenseiter Peter Doohan, 26, dem 67. der Weltrangliste.

„The Wunderkind“, in Wimbledon noch vor dem Weltbesten Ivan Lendl an Nummer eins gesetzt, wirkte unkonzentriert, im Vergleich zum gewitzten Doohan einfalllos.

Zwar bemühte sich Becker nach der Niederlage um Gleichmut, sprach davon, „ein Tennismatch und nicht den Krieg verloren zu haben“, aber er gestand auch eigene Fehler ein. So habe er zu wenig Druck gemacht, weil er gedacht habe, daß Doohan „irgendwann einbrechen würde und ich leicht gewinnen könnte“. Auch habe er sich „immer wieder gesagt, der ist nicht Lendl oder Leconte, der kann nicht ständig auf dem hohen Niveau spielen“.

Manager Ion Tiriac hatte offenbar eine Vorahnung. Vor dem Spiel meinte er: „Für meinen Geschmack ist Boris einfach zu locker.“

Die Unterschätzung des Gegners war womöglich die Folge überschwenglicher Becker-Elogen in den Inselblättern. Bis hin zur feinen „Financial Times“ ließ keine Zeitung einen Zweifel daran aufkommen, daß der Wimbledon-Sieger wieder Becker heißen mußte. Seitenweise wurden die Künste des Deutschen gepriesen – und nicht nur die auf dem Centre Court.

So berichtete die Boulevardzeitung „Sun“, Manager Tiriac habe über Boris einen „ban on bonking“ verhängt. Der

Tennis-Star, alberten die Reporter, habe in seinem Wörterbuch keine Übersetzung für das eigenartige Wort finden können. „Vot is zis – bonkink?“ habe er Tiriac gefragt.

Die angebliche Antwort des Rumänen: Boris solle „nicht an bonking, sondern an winning denken“. Bonking heißt soviel wie bumsen.

Boris und seine Bénédicte wollten offenbar beides. Sie werde nicht abreisen, erklärte die Becker-Freundin aus Monaco dem Massenblatt „Daily News“, und Boris gleichwohl bei Kräften bleiben: „Nie würde ich mich in die Match-Vorbereitung einmischen. Ich bleibe. Tiriac ist nur eifersüchtig auf mich.“

Die Zeitungen ermunterten das Paar durch Schlagzeilen wie „carry on bonking“, weiterbumsen. Die Sportreporter

derlage zeigte der „Evening Standard“ Mitgefühl: „Drama! Becker out.“

Brian Glanville, Schriftsteller und Sportkolumnist der „Sunday Times“, konnte sich nicht daran erinnern, „über einen deutschen Sportler jemals soviel Lob gelesen zu haben. Becker ist eben ein Phänomen, eine außergewöhnliche Persönlichkeit“.

Empört meldeten die Zeitungen, daß die Betreuer des Deutschen am vorletzten Sonntag vergeblich nach einem Rasenplatz zum Trainieren gesucht hatten. Die Klubs wollten ihn nicht. „Welch eine Schande“, kommentierten die Blätter. Hatte nicht gerade der Deutsche immer wieder den Gastgebern geschmeichelt: „Ich fühle mich hier wie zu Hause“?

Im Vergleich zu John McEnroe, meint Brian Glanville, sei Boris „ein wahrer Engel“. Unvergessen sind den Briten die turbulenten Szenen des Amerikaners. Die Reporter nannten ihn „Superbrat“ (Riesensümmel) oder „Mac the Mouth“. Als sich McEnroe darüber beklagte, Becker respektiere ihn nicht gebührend, urteilte die „Times“: „Genauso ist es richtig.“

Mit Don Budge, der vor einem halben Jahrhundert gegen Gottfried von Cramm im Londoner Finale stand, sind sich die britischen Tennis-Experten einig: Bei den US-Profis sei „oben einfach eine Schraube locker“. Wie gesund hingegen Boris – bonking or not bonking.



Englische Becker-Schlagzeile (Ausriß): „Bums weiter“

des „Daily Mirror“ konnten endlich verstehen, warum Boris Becker sein erstes Spiel in Wimbledon gegen den Tschechoslowaken Karel Nováček so schnell gewinnen wollte: „Er beeilte sich, als wollte er zum Bumsen.“ Aus Bum-Bum-Becker war Bonking-Boris geworden – eine unterhaltsame Comic-Figur mit menschlichen, wenn auch gemeinhin als wenig englisch geltenden Trieben.

Im Juli 1985, nach seinem ersten Wimbledon-Triumph, hatte die „Sun“ noch eine Karikatur abgedruckt, auf der einem im Rollstuhl im südamerikanischen Busch sitzenden Hitler gemeldet wurde: „Vunderful news, mein Führer. We've captured zee Centre Court“ – wir haben Wimbledon erobert. Boris Becker war „der teutonische Panzer“, der seine Kontrahenten „niederwalzte“, eine „Dampfmaschine“.

Im Juni 1987 war er für die Briten der beliebteste Deutsche seit Preußens Marschall Blücher geworden. Nach der Nie-

Da verrutschten die Metaphern und purzelten die Superlative: „Der springt herum wie ein Delphin“ („Evening Standard“) und verfügt über eine „Uner-schrockenheit wie keiner der Briten“ („Daily Express“).

Die „einnehmende Jungenhaftigkeit“, die „großen muskulösen, rosigen Beine“, der „gewaltige Superaufschlag“ haben es nicht nur Bénédicte angetan, sondern begeisterten auch die „Times“:

Boris Becker, so erklärte das Blatt vor der Niederlage die Popularität des Deutschen, scheine auf dem Platz „im Leben zu schweigen“, und diese Lebensfreude übertrage sich in ihrem Überschwang auf das Publikum. Sie schwappte jedenfalls auf den „Times“-Reporter Simon Barnes über. Der fühlte sich nach einer „kleinen Dosis Boris Becker“ bereits stark genug, um es, frei nach „Moby Dick“-Dichter Herman Melville, „mit dem Tod aufzunehmen und ihn zum Abendessen einzuladen“.